



Zwischen Mensa und Moritzbastei

KOMMENTAR

VON LUDWIG BUNDSCHERER



Am Rand statt mittendrin

Es soll ja Leute geben, die in ferne Länder reisen, um dann hinterm hohen Zaun am Pool zwei Wochen lang Schnitzel mit Pommes zu essen. Das mag erholsam sein, mit Kulturaustausch hat es nichts zu tun. Schickt das Studentenwerk die Hälfte der Austauschstudenten, die einen Wohnheimplatz beantragen, nach Grünau, dann schafft das die unfreiwillige Basis für einen solchen Burger-, Tacco- oder Spaghetti-Aufenthalt in Leipzig.

Grünau liegt einfach zu weit ab vom Schuss. Die deutschen Studenten wissen das oft vor dem Umzug nach Leipzig und beantragen einen Platz in zentrumsnäher gelegenen Wohnheimen als Grünau oder auch Löbnig. Die leeren Plätze füllt das Studentenwerk mit ortsunkundigen Austauschstudenten.

Wer temporär zum Studieren nach Leipzig auswandert, dem geht es wohl weniger um Forscherkoryphäen am Rednerpult als vielmehr um spannende Begegnungen mit diesen seltsamen Deutschen. Ein Bestreben mit durchaus wechselseitigem Nutzen – also auch für den heimischen Studios Leipzig Prägung.

Studentenwohnheime als sichere Bank beziehungsweise sicheres Dach, das man auch aus der Ferne per Maus-klick beziehen kann, sind wichtig. Sie ermöglichen ein stressfreies und kostengünstiges Ankommen in Leipzig. Dank Knebelmietvertrag wird diese begrüßenswerte Anknüpfung aber zur Integrationsfalle. Klar, gleiches Recht für alle, auch die deutschen Studenten haben Kündigungsfristen von mindestens sechs Monaten. Aber es ist eben ein Unterschied, ob man Leipzig in sechs Monaten inhalieren muss oder mindestens drei Jahre hier wohnt. Zeit ist am kostbarsten, wenn sie knapp ist. Diese Meinung teilt wahrscheinlich auch der Zwei-Wochen-Schnitzeltourist am Pool hinterm hohen Zaun.

KURZ GEMELDET

Studentenrat kürzt Mittel für Sorgentelefon

Der Studentenrat der Universität Leipzig kürzt die finanzielle Unterstützung für das studentische Sorgentelefon. Ab 2015 muss die Nightline mit 1350 Euro auskommen. Die ehrenamtlichen Betreiber empfinden dies als Einschnitt. Sie hatten mit Geldern in Höhe von 2000 Euro gerechnet.

Mehr Informationen zu diesem Thema unter <http://campus.lvz-online.de>

HHL-Betriebswirt unter Top 100 seines Fachs

Der promovierte Betriebswirt André Casajus von der Handelshochschule Leipzig zählt zu den 100 wichtigsten deutschsprachigen Forschern auf seinem Gebiet. Die Wirtschaftszeitung Handelsblat stuft den 49-Jährigen auf Platz 51 ein. Casajus forscht vor allem zur kooperativen Spieltheorie, also zu Situationen, in denen Menschen gerecht miteinander teilen.

Das Handelsblatt bewertet alle zwei Jahre mehr als 2000 Betriebswirtschaftsforscher aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Lernbox für angehende Chirurgen

Wissenschaftler der HTWK erarbeiten gemeinsam mit fünf Partnern aus Europa ein Lernspiel für angehende Ärzte. Dafür soll eine kleine Box gebaut werden, in der Medizinstudenten mit originalen Operationsinstrumenten Geschicklichkeitsaufgaben erfüllen und so ihre Fertigkeiten trainieren. Ihre Handbewegungen werden auf einen Monitor übertragen. Die HTWK steuert zu dem Projekt das pädagogische Konzept bei.

Mehr zum Thema unter <http://campus.lvz-online.de>

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion Print/Crossmedia unter Leitung von Dr. Uwe Krüger produziert. Campus ist erreichbar unter [campus@uni-leipzig.de](mailto:campus@uni-leipzig.de). Chefs vom Dienst dieser

Ausgabe: Nina Schirmer und Ricarda Wenge.



Zockerrunde im Pflegeheim

HTWK-Studenten testen regionales Wissensspiel, das Generationen verbinden soll / Offensichtlicher Optimierungsbedarf

VON TATJANA KULPA

„Welche Stadt möchten Sie denn spielen?“ Der Professor hält die Spielkarten hoch. „Leipzig, Magdeburg, Erfurt oder Dresden?“ Die Antwort kommt prompt: Leipzig natürlich! In gemütlicher Runde sitzen zwölf Seniorinnen, neun Studenten und Betriebswirtschaftsprofessor Rüdiger Ulrich von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) im Speisesaal des Pflegeheims Marienheim im Leipziger Osten. Vor ihnen auf dem Tisch: „MitteDeutschland“, das Mehrgenerationenspiel der HTWK.

Die Idee zu dem Brettspiel, bei dem Fragen zu Mitteldeutschland beantwortet und so Punkte gesammelt werden, entstand bereits vor 14 Jahren. Die ersten 50 Exemplare wurden im Mai 2014 fertiggestellt und waren binnen weniger Tage ausverkauft. „Diese Null-Version, wie wir sie nennen, haben wir per Hand



Für Jung und Alt gedacht: Das Brettspiel „MitteDeutschland“.

produziert, das waren wirklich viele Stunden Arbeit“, erinnert sich Saskia Kuhnert, wissenschaftliche Mitarbeiterin der HTWK. Seit Mitte Oktober ist eine maschinell gefertigte Version zu haben, beteiligt daran haben sich die Altenburger Spielkartenfabrik und die Firma Holznisel aus Niederfrohna bei Chemnitz. „Wir haben erst mal 500 Exemplare geordert

und sind gespannt, wie sich diese verkaufen“, sagt Saskia Kuhnert. Im Dezember stellte die HTWK in drei verschiedenen Seniorenheimen das Spiel vor. Im Pflegeheim Marienheim hält sich die Begeisterung jedoch in Grenzen. Viele der rund 80-jährigen Frauen verstehen nicht recht, wann sie antworten sollen und in welchem Team sie eigentlich spielen. Als die Frage gestellt wird, gegen welche Beschwerden man Schafgarbe anwenden kann, antworten alle gleichzeitig. „Die Frage ging nur an Team 2“, mahnt Professor Ulrich. Er zeigt zur Veranschaulichung noch die Spielkarte, auf der die Schafgarbe abgebildet ist – die Seniorinnen haben Mühe, das Bild auf der kleinen Karte zu erkennen. „Viele haben das Spiel leider über-

haupt nicht verstanden“, sagt Heimleiterin Andrea Schüler-Tecklenburg. „Andere fanden es zwar spannend, aber anstrengend.“ Das Spiel eigne sich eher für etwas jüngere Senioren, meint sie. „Die alten Menschen freuen sich, mit jungen Leuten zusammenzukommen. Das sollte man auf jeden Fall fortführen, aber das Spiel müsste einfacher sein.“

Saskia Kuhnert, die das Spiel maßgeblich mitentwickelt hat, erzählt von vorhergehenden Veranstaltungen: „Das Spiel hat allen Spaß gemacht. Die Senioren haben uns gesagt, dass die Fragekarten größer sein sollten, um sie besser lesen zu können.“ Das Spiel wollen Kuhnert und ihre Mitstreiter noch optimieren und an die Bedürfnisse der unterschiedlichen Altersklassen anpassen. Und dabei haben sie nicht nur Senioren im Blick: In naher Zukunft wollen sie mit ihrem Spiel auch an Schulen gehen.

Allein auf langen Fluren

Viele ausländische Kommilitonen sind unzufrieden, weil das Leipziger Studentenwerk sie in abgelegenen Wohnheimen unterbringt

VON NINA SCHIRMER

Endlose Gänge, eine Wohnungstür an der anderen, aber nie trifft man eine Menschenseele. So beschreibt Marta Nowak ihr Studentenwohnheim in Grünau. Seit Semesterbeginn wohnt die Polin, die für zwei Semester als Austauschstudentin nach Leipzig gekommen ist, dort. „Das Zimmer ist zwar komfortabel, aber meine Nachbarn bekomme ich so gut wie nie zu Gesicht“, erzählt die 23-Jährige. „In polnischen Wohnheimen teilen sich immer mehrere Studenten eine Küche, dadurch trifft man sich, und es herrscht eine familiäre Stimmung. Aber hier verschwindet jeder sofort in seine eigene Wohnung. Ich fühle mich oft einsam.“

Camille Pouier kommt aus Frankreich und hat einen regelrechten Bewerbungs-marathon hinter sich: 29 WG-Besichtigungen in einem Monat und immer wieder Absagen. Als Austauschstudentin wird sie häufig abgelehnt, denn viele WGs wollen einen Mitbewohner, der länger bleibt. Ein Zimmer im Studentenwohnheim kam für die Französin trotzdem nicht in Frage. „Das ist viel zu unpersönlich, und man lernt kein Deutsch.“

Ein solcher Tenor ist auch beim wöchentlichen Kneipentreffen von WILMA, der „Willkommensinitiative für in Leipzig mitstudierende Ausländerinnen“, zu hören. Fast alle, die hier bei Wein und Bier zusammensitzen, haben sich gegen das Wohnheim und für eine private Unterkunft entschieden. „Das Wichtigste im Austauschjahr ist, viel Deutsch zu sprechen, und das ist im Wohnheim kaum möglich“, sagt der Spanier Mario Martín. „Austauschstudenten, die im Wohnheim leben, kommen auch seltener zu Treffen und Feiern, weil der Weg in die Innenstadt von dort so weit ist.“ Am Kneipentisch wird der Verdacht gehegt, dass ausländische Studenten oft absichtlich in unbeliebten Wohnheimen einquartiert werden, etwa in Grünau oder Löbnig.

Zuständig für die Zuteilung der Wohnungen ist das Studentenwerk, das sich um soziale, wirtschaftliche und kulturelle Belange von Studenten in Leipzig kümmert und 18 Studentenwohnheime betreibt. Hier wehrt man sich entschieden gegen den Verdacht, Austauschstudenten gezielt zu benachteiligen. „Die Aufteilung der Plätze erfolgt nach Eingangsdatum der Bewerbung“, erklärt Kai Erik Hörig, Abteilungsleiter für Wohnservice und Internationales. Trotzdem: Von den knapp 400 ausländischen Studenten, die das Studentenwerk zurzeit beherbergt, sind 184 in Grünau untergebracht – also fast die Hälfte. Viele davon gegen ihren ausdrücklichen Wunsch: Marta Nowak aus Polen etwa hatte drei andere Wohnheime als Wunsch angegeben und landete doch in Grünau. „Das betrifft aber deutsche und ausländische Studierende gleichermaßen“, sagt Hörig. „Wir können immer nur dort Leute unterbringen, wo Plätze frei sind.“ Und er betont: „Die Gleichbehandlung aller Studenten zu gewährleisten, ist uns sehr wichtig.“

Konkrete Beschwerden über Wohnheime in Grünau oder Löbnig habe es



Austauschstud. Crocket Davis Ford vor seinem ehemaligen Wohnheim in der Johannes-R.-Becher-Straße.

Foto: Nina Schirmer

beim Studentenwerk bisher nur in Einzelfällen gegeben. „Uns fällt es schwer zu unterscheiden, ob es wirklich Probleme in dem jeweiligen Stadtteil gibt oder ob die Studenten einfach näher am Zentrum wohnen wollen“, sagt Kai Erik Hörig. Letzteres sei kein triftiger Grund für einen vorzeitigen Umzug in ein anderes Wohnheim, der normalerweise frühestens nach sechs Monaten möglich ist. „Wir brauchen eine Auslastung von 98 Prozent, um kostendeckend zu wirtschaften und um die Mietpreise für die Studenten möglichst gering zu halten“, sagt der Abteilungsleiter. „Dabei ist uns bewusst, dass nicht alle Wohnheime gleich günstig liegen.

Die Gänge in meinem Wohnheim gleichen einer Geisterstadt.

Crocket Davis Ford, Student aus Oklahoma



Mietpreise für die Studenten möglichst gering zu halten“, sagt der Abteilungsleiter. „Dabei ist uns bewusst, dass nicht alle Wohnheime gleich günstig liegen.

Aber grundsätzlich sind wir dafür, dass die ausländischen Studenten auf alle Wohnheime gleichmäßig verteilt werden und wenn es wirklich Probleme gibt, helfen wir selbstverständlich.“

Auch der Studentenrat (Stura) der Universität Leipzig hat das Problem im Blick. Auf Anfrage will Marcus Adler, Stura-Referent für Antirassismus, zwar noch keine Stellungnahme abgeben, plant aber, sich im Laufe dieses Jahres der Thematik anzunehmen und möglichen Missständen nachzugehen. Für Crocket Davis Ford, Austauschstudent aus Oklahoma, war das Alleinsein im abgelegenen Studentenwohnheim Grund genug, um dort auszuziehen. „Während meiner Zeit im Wohnheim habe ich kaum mit anderen Studenten gesprochen. Die Gänge gleichen einer Geisterstadt.“

Wenn überhaupt, seien dem 20-Jährigen im Wohnheim nur Austauschstu-

denten begegnet. Obwohl sein Mietvertrag im Wohnheim in Löbnig noch läuft, hat sich Crocket nun eine private WG gesucht. Die Miete für das Wohnheimzimmer zahlt er einfach nicht mehr. „Das wird vom Studentenwerk nicht gerne gesehen, aber ich wollte nicht so lange warten, bis mein Mietvertrag ausläuft.“

Ganz so radikal möchte Marta Nowak aus Polen nicht vorgehen. In den Semesterferien will sie sich beim Studentenwerk für ein anderes Wohnheim, das näher am Zentrum liegt, bewerben. Und Camille Pouier aus Frankreich, die auf keinen Fall in ein Wohnheim wollte und auch in vielen WGs abgelehnt wurde, ist inzwischen untergekommen. Sie zahlt nun Untermiete an eine WG-Bewohnerin und teilt sich mit ihr das Zimmer – und sogar das Bett. „Immer noch besser“, sagt Camille, „als allein in einem Wohnheim zu sein.“

„Wir denken in ständig propagierten Stereotypen“

Sozialpsychologe Immo Fritsche über die Ängste hinter den Bürgerprotesten und die Gemeinschaftsaufgabe zur Hilfe für Menschen in Not

Kontroversen um den Moscheebau und Flüchtlingsunterkünfte in Leipzig, Pegida-Demonstrationen in Dresden. Die Angst vor dem Fremden scheint weit verbreitet. Doch wie entsteht sie und wie kann damit umgegangen werden? Immo Fritsche, Professor für Sozialpsychologie und Mitglied des neu gegründeten Kompetenzzentrums für Rechts-extremismus- und Demokratieforschung an der Universität Leipzig im Interview.

Wovon fühlen sich die Menschen bedroht, die sich den Protesten anschließen? Das können materielle Ängste sein, etwa, dass der Wert der Grundstücke sinkt, sobald da eine Asylunterkunft steht, aber auch ganz persönliche Bedrohungsgefühle, wie die Angst, sozial abzustiegen. Oft sind es auch die diffusen Bedrohungsgefühle bei der Konfrontation mit dem Fremden und damit verbundene Stereotype. Oft sind Menschen unsicher, wie sie bei Alltagsbegegnungen mit Fremden umgehen sollen oder fürchten eine Art „Kulturkampf“. Diese Bedrohungsgefühle werden durch ständig propagierte

gesellschaftliche Gefahren wie Wirtschaftskrise oder Terrorismus noch verstärkt. Und wenn sich Menschen bedroht fühlen, „retten“ sie sich noch stärker in ihre eigene Gruppe oder Gesellschaft, so dass sich die Ablehnung des Fremden noch verstärkt. Diesen Reaktionen sind wir uns selbst meist nicht automatisch bewusst. Und das ist natürlich gefährlich.

Werden wir mit einer Art Urmisstrauen gegenüber dem Fremden geboren?

In gewisser Weise schon. Beinahe scheint es, als seien Menschen zur Diskriminierung verdammt. Zum einen bewerten Menschen sich selbst immer besser als den Durchschnitt. Zum anderen ordnen sie sich als hochsoziale Wesen immer Gruppen zu und kategorisieren die Welt um sie herum in Schubladen. Allein diese Einteilung in Gruppen „wir“ versus „die anderen“ führt zu einer verzerrten Wahrnehmung der eigenen Gruppe als die automatisch bessere. Wenn dann die Einteilung in „Deutsche“ versus „Ausländer“ oder „Muslime“ ständig verfestigt und in der Gesellschaft akzeptiert wird, dann werde



Uni-Professor Immo Fritsche Foto: privat

Ich verwende diese Kategorien verwenden. Selbst wenn diese beiden Gruppen völlig beliebig eingeteilt wurden.

Was meinen Sie damit?

In einer Studie wurden Versuchspersonen verschiedenfarbige Kugelschreiber zugeteilt – sofort bildete sich ein überlegenes Wir-Gefühl der eigenen Gruppe gegenüber der anderen. Ähnliche Mechanismen stecken hinter „weißer“ versus „dunkler“ Hautfarbe. In unseren Studien haben wir die Auswirkung von der Bedrohung getestet: Die zuvor über bedrohliche Dinge wie die eigene Arbeitslosigkeit oder gesellschaftliche Krisen nachdenken sollten, reagierten deutlich positiver auf eigene und ablehnender auf fremde Gruppen als solche, die vorher über neutrale Themen nachdachten.

Das Beispiel der Bürgerproteste in Gohlis zeigt, dass durch den Moscheebau eine Islamisierung befürchtet wird. Was setzen Sie dieser Angst entgegen?

Dass diese Angst vor allem auf Stereotypen des Islams beruht, die vor allem durch die Medien befeuert werden. Dort wird ein Bild des Islams durch radikale Terrorgruppen und Gewalt vermittelt. Denn extreme Ereignisse ziehen unsere Aufmerksamkeit und die der Medien auf sich. Das verstellt den Blick auf die Er-

eignisse, die uns nicht bemerkenswert erscheinen, sprich, das normale Leben von Millionen Muslimen in Deutschland.

Wie können diese Stereotypen überwunden werden?

Indem wir uns bewusst werden, dass wir in Stereotypen denken und damit die Vielfalt innerhalb der „anderen“ Gruppe übersehen.

Auch die geplante Erstaufnahmeunterkunft in Wiederitzsch sorgt für Spannungen.

Die Ängste müssen ernst genommen werden. Wenn es die Angst vor mehr Kriminalität ist, dann sollten auch mehr Ansprechpartner der Polizei vor Ort sein. Wenn es die Unsicherheit im Umgang mit den Fremden ist, sollten Sozialarbeiter da sein, die vermitteln können. Ein Tag der offenen Tür in einer Asylunterkunft beispielsweise würde den Anwohnern zeigen, wer diese Flüchtlinge tatsächlich sind. Sozialarbeiter und Politik müssen helfen, ein positives Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln: Ist es nicht eine gemeinsame Herausforderung für die Wiederitzscher, diesen Menschen in Not zu helfen? Interview: Verena Müller